

Kölner Erklärung? Aachener Polemik!

„Lebendige“ Stadt oder „toter“ Städtebau?

In guter Tradition Kölner Erklärungen haben sich diesmal nicht aufgebrachte Katholiken – wie zunächst vermutet – gegen den autoritären Führungsstil ihres Papstes (der jetzige ist ja auch nett und bescheiden) gewandt, sondern neun „hochrangige“ Vertreter der planenden Zunft beklagen den Zustand unserer Städte. Die Stadträume waren noch nie so armselig – so ihre Analyse. Und bevor sich die Leser eigene Gedanken über das „Ob“ und „Wieso“ machen kann, werden sogleich im (Kurz-)Schluss auch noch die Schuldigen präsentiert: die „Stadt-Planenden“, denen die „vormals vorhandene Kompetenz des Städtebauers“ abhanden gekommen sei, weil die in den heutigen Studiengängen der einschlägigen Fachdisziplinen nicht mehr vermittelt werde.

Die mit über 40 Jahren immer noch recht junge Disziplin der Stadtplaner hat sich von jeher schwer getan mit ihrer Außendarstellung. Die Kölner Erklärung, die der Journalist Gerhard Matzig in seinem Kommentar in der Süddeutschen Zeitung irgendwo zwischen „Bankrott- oder Kriegserklärung“ einordnete, erweist der Stadtplanung als Profession einen Bärendienst. Permanente Reflexion und notwendige Positionsbestimmung ausgelöst durch neue Herausforderungen in der Stadtentwicklung und veränderte Rahmenbedingungen halten wir für eine Pflichtübung all derer, die Verantwortung übernehmen in der Ausbildung von Studierenden. Nicht dass es keine Anlässe gäbe, über das Berufsbild und die Ausbildung von StadtplanerInnen nachzudenken oder auch zu streiten. Aber wir möchten ernsthaft bezweifeln, ob sich eine Erklärung – quasi als Spaltpilz der Profession – und ein verklärender Blick zurück auf das überholte Rollenbild „eines gestaltenden Stadtbaumeisters“, das wir zwischen den Zeilen lesen, als hilfreich erweisen.

In der Kölner Erklärung heißt es: „Die Bürger [...] erhielten noch nie so wenig städtebauliche Qualität.“ Mit anderen Worten: Früher war alles besser, heute ist es gar am schlimmsten. Es ist kaum nachvollziehbar, warum sich die Verfasser in solch haltlose Pauschalisierungen verstricken. Was waren denn die „guten alten Zeiten“, als „städtebaulich“ scheinbar noch alles im Lot war? Die Gründerzeit? Oder doch das noch gar nicht so weit zurück liegende 20. Jahrhundert? Sind die 1930er-Jahre oder die 1950er- und 60er-Jahre gemeint, als das Leitbild der gegliederten und aufgelockerten Stadt mit der funktionsgetrennten und autogerechten Stadt vermählt wurde und die Flächensanierung den Rest zu zerstören versuchte, den die Weltkriegsbomben nicht mehr geschafft hatten? Vielleicht meinen die Verfasser eher die 1970er-Jahre, als in den Großwohnsiedlungen am Stadtrand „lebendige“ Stadtquartiere entstanden. Möglicherweise sind auch die gestalterisch wertvollen postmodernen 1980er-Jahre gemeint, als rückwärtsgewandte Ästhetisierungen in Mode kamen, deren Auswüchse bis in die Gegenwart vielerorts stadtbildprägend sind.

Entstehen lebenswerte Stadträume wirklich durch die Weisheit, den Gestaltungswillen und die Schaffenskraft, also durch die „vormals vorhandene umfassende Kompetenz des Städtebauers“? Wir hielten das „Gott-Vater-Modell“ der Planung für ein mittlerweile ebenso abgedroschenes wie billiges Klischee – hier jedoch feiert es fröhliche Urständ.

Wenn es einen Mangel in der Fachausbildung zu beklagen gibt, dann eine nach wie vor eher zu gering ausgeprägte Vermittlung von Planungsgeschichte und von Verständnis für die Prozesse der Stadtentwicklung. Ohne die Kenntnis von komplexen Akteursstrukturen, ohne das Wissen um Entscheidungsprozesse in und außerhalb der politischen Systeme, ohne die Sensibilisierung für die Interessen und Belange einer sich weiter ausdifferenzierenden Stadtgesellschaft entsteht ein auf

fatale Weise überhöhtes Bild von den vermeintlich grenzenlosen Möglichkeiten planerisch-gestalterischer Einflussnahme.

„Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Umwelt“ sind keine unter der Überschrift „lebendige Stadt“ zu subsumierenden Nebenaspekte einer zukünftigen Planer-/Städtebauerausbildung. Wüsste man nicht, wer dieses Papier verfasst hat, könnte man an dieser Stelle nun lange weitere Ausführungen über die Machtverhältnisse bei der „Produktion von Stadt“, über Planungs- und Steuerungsverständnis, Entwicklungslinien des Städtebaus, die Einbindung von Nutzer- und Nutzerinnen und zivilgesellschaftlichem Engagement folgen lassen. Schon klar, dass die Verfasser der Kölner Erklärung – wider besseres Wissen – bewusst verkürzen und letztlich auf das städtebauliche Gestalten und Entwerfen in den einschlägigen Studiengängen als Kernkompetenz abheben. Als Nebenprodukt wird noch ein Schuss „Interdisziplinarität“ dazu gegeben – schon immer Kernkompetenz von Stadtplanern.

Über Sinn und Absicht dieser Attacke gegen die eigene Zunft ließe sich an dieser Stelle nur spekulieren. Jedenfalls dachten wir, dass alte Grabenkämpfe zwischen Entwerfern und Planern, Gestaltern und Moderatoren sowie Dispute um die wahren Kernkompetenzen längst überwunden seien. Über vierzig Jahre nach der Gründung der grundständigen Stadtplanerstudiengänge sind wir eigentlich davon ausgegangen, dass ein inzwischen anerkannter Berufsstand mit etablierten Ausbildungsgängen, erheblicher Forschungsleistung, breiter praktischer Kompetenz und engagierter berufsständischer Vertretung sachlich und souverän nach innen und nach außen über Neubestimmung und Weiterentwicklung diskutieren kann.

Optimistisch stimmt uns, dass nach Veröffentlichung der Kölner Erklärung zahlreiche Repliken und Gegenreden aus Fachkreisen folgen. Wenn die Erklärung am Ende publik macht, wie viel (auch Gestalt-)Kompetenz landauf und landab schon vermittelt wird und zu einer Stärkung einer gesellschafts- und prozessorientierten Definition der Fachdisziplin führt, können wir nur gratulieren: Mission gescheitert, paradoxe Intervention geglückt.

Eine generationenübergreifende Polemik von Ulrich Berding (42), Gerhard Fehl (80), Barbara Koller (38), Moritz Mechtel (24) und Gisela Schmitt (58)
Lehrstuhl für Planungstheorie und Stadtentwicklung, Fakultät für Architektur, RWTH Aachen

Aachen, im Juli 2014